

der Maréchal-Niel-Rosen im Seegrundstück des Aufsichtsratsvorsitzenden. Nicht zu vergessen auch dessen Putzfrau. Den Rest des Gewinns versteckte der flaschenköpfige und sehr ergebene Hauptbuchhalter in seiner Jahresbilanz wie der Osterhase die Eier.“

Die eigentlichen Helden Sigi Sommers sind die Söhne dieses Hauses. Von allem, was sich da tut, während sie ihre Pubertät als Schulbuben, Stifte und Stenze hinter sich bringen, bleibt eigentlich nichts unausgesprochen. Zwischen ihnen wächst glitzernd Marilli Kosemund auf, von der alles einstimmig sagt: „Die wird einmal recht...“

„Das kleine vaterlose Geschöpf besaß schon früh den Mut zu seinen Gefühlen. Sie tat ganz unbewußt immer das Unkomplizierteste und war sehr natürlich. Demnach war sie sehr hungrig, eigensinnig, unbescheiden, eitel, faul und alles das, was viele Menschen zu gerne wären, wenn sie sich trauen würden und nicht die Meinung ihrer Mitgenossen zu sehr fürchteten.“

So ausgerüstet geht sie durch ein Leben, das zu schnell gelebt wird. Sie stirbt später jäh und ohne einen Laut, und der Mann, der oben im zweiten Stock in ihrer Wohnung auf der Ottomane liegt und der sie zum Holzholen in den Keller geschickt hatte, schreit: „Märry, he, Märry.“ Aber er rührt sich nicht.

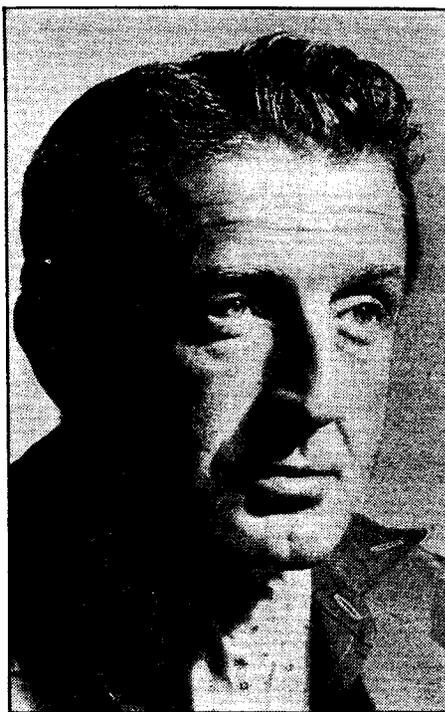
Bevor Sommer seinen Roman mit diesem harten Schnitt schließt, spannt er den epischen Bogen mit dem Leben des Gegenspielers der Marilli, Leonhard Knie, der aus diesem Milieu heraus will, statt sich pudelwohl darin zu fühlen. Ihm geht alles schief.

Das einzige, was dem Leo treu bleibt, ist sein Pech. Und dieses eigenartige Gefühl, das ihn beschleicht, wenn er etwa vor der Marilli, die beinahe seine erste Freundin geworden wäre, den eingesetzten Hosenboden verstecken muß. Und dann bleibt die Monotonie der Kammer, in der er mit seiner halbblinden Großmutter haust, der er täglich das Bier holt, das mit eingebrockten Brotstücken und einem Hering ihre Nahrung ist. Nach dem Hering riecht die schmucklose Wohnung, in der neben zwei anderen fragwürdigen Kunstwerken nur eine farbig ausgemalte Photographie König Ludwig des Zweiten hängt, mit blasser Goldstaubunterschrift:

Dem Bayernland starbst Du zu früh —  
Dein treues Volk vergißt Dich nie.

Eine im Bumslokal „Maskottchen“ ausichtsreich begonnene Freundschaft zerstört der erfolgreichere Friseurstift Biwi Leer. Der Leo ist inzwischen durch die Pleite seiner Firma arbeitslos geworden — „er war mithin ein 99-Pfennig-Mensch, der es nie zu einer Mark bringen würde“.

Endlich landet Leo bei einer, die Fanny heißt und bei der er zum ersten Male einen ekelregenden Erfolg hat. „Erst bei Tage sah er, daß ihre Gesichtsporen alle



Chronik der Mondstraße  
Autor Sommer alias Blasius

mit kleinen Talgpfropfen gefüllt waren. Den Leo würgte es. Das hatte er abends nicht gesehen, weil sie da gepudert war... Sein Verhältnis zu dem gewöhnlichen Mädchen mit den mächtigen Formen hatte gar nichts mit Liebe zu tun. Es waren vielleicht nur die grenzenlose Verlassenheit, die ihn zu ihr hindrängte, und das Gefühl der Genugtuung, daß es mit ihm so schnell abwärts ging.

„Man müßte sich vielleicht ein Schild vor die Brust hängen und sich auf den Hauptplatz stellen, und auf dem Schild müßte stehen: Tue alles gegen Güte.“

Er nimmt Luminal, das er immer für die Großmutter hat holen müssen, und der junge Arzt, der die Sektion der Leiche vornimmt, sagt dann zu seinem Kollegen: „...ein junger Selbstmörder, aber schon eine perfekte Lues im Blut. Wenn's nur den jungen Leuten nicht gar so pressieren würde, ans Leben ranzukommen. Ist doch lang genug.“

Die Überraschung dieses Romans war, daß er nicht am Alexanderplatz in Berlin spielte, sondern in München. Und ein Irrtum war es, ihn als Fortsetzungsroman zu drucken. Hier, in Stücke aufgespalten, blieb nicht der zwingende Fluß des Erzählens, der Sommer vorantreibt, hier wurde das Einzelereignis vorherrschend, das, aus dem Zusammenhang gelöst, aufhörte Symptom zu sein.

## PRIX GONCOURT

### Bratenduft des Ruhms

Im Foyer des Pariser Luxus-Restaurants Drouant, einem traditionellen Feinschmeckerlokal auf der Place Gaillon, drängten sich am Montag der letzten Woche um die Mittagszeit in beängstigender Zahl Journalisten, Photographen, Rundfunkreporter, Ehrengäste und Neugierige.

Es roch nach Braten, geheimnisvollen Essenzen und schwärzlich verglimmenden „Gauloises“. Befrachte Kellner balancierten bedrohlich schaukelnde Tellerpyramiden. Soignierte Herren, Träger berühmter Namen, aus Frankreichs Literatur, wechselten historische Worte. Über blütenweiße Hemdrüste und berückende Dekolletés rieselte wohl ein lauwarmer Sprühregen konventioneller Gemeinplätze.

An der Tür zum Allerheiligsten, wo sich seit fünfzig Jahren in jedem Dezember die „Académie Goncourt“ versammelt, um nach dem Willen ihres Gründers, des schnurrbärtigen Literaten Edmond de Goncourt\*, einem „jungen, noch wenig bekannten Romanautor“ ihren Preis, den jähren Ruhm und eine sprunghaft hohe Auflage verheißenden „Prix Goncourt“ zu verleihen, stand mit eisig-hoheitsvoller Miene der Maître d'hôtel, Monsieur Saint-Simon.

Er verkörperte in idealer Weise die Würde der Akademie und den gastronomischen Ruf des Hauses. Auf ihm ruhte die Verantwortung für das Jubiläums-Dejeuner, zu dem in Abwesenheit ihrer kranken Präsidentin, der bald 81jährigen Colette, die neun übrigen Akademie-Mitglieder\*\* an diesem Ehrentage alle noch lebenden ehemaligen Goncourt-Preisträger eingeladen hatten.

Um Punkt 15.40 Uhr entspannten sich die versteinerten Gesichtszüge des Maître d'hôtel. Die Tür zum Salon tat sich auf. Gérard Bauer, Schriftführer der Académie Goncourt, schritt durch eine Gasse erwartungsvollen Schweigens zum Mikrofon der „Radiodiffusion Française“. Er warf einen mokanten Blick auf die Wartenden, sog genußvoll den Bratendunst ein, räusperte sich und machte eine sadistische Kunstpause.

Der Sprecher der Goncourts wußte, welches Urteil die Öffentlichkeit in diesem Augenblick von Frankreichs bedeutendster literarischer Jury erwartete. Die Hypothek

\* Edmond de Goncourt, der ältere der Brüder Goncourt (sie hießen in Wirklichkeit Edmond und Jules Huot), bestimmte 1896 in seinem Testament, daß sein Vermögen zur Gründung einer literarischen Gesellschaft verwandt werden solle, die jedes Jahr einen Romanpreis in Höhe von 5000 Francs verleiht (nach heutigem Gelde etwa 60 Mark). Die finanzielle Bedeutung des Preises aber ergibt sich aus der Auflagenhöhe, die jeder „Prix Goncourt“ automatisch garantiert. 30 000 bis 40 000 Mark sind dem Autor und das vermutlich Zehnfache der Summe dem Verleger sicher.

\*\* Roland Dorgelés, Armand Salacrou, André Billy, Alexandre Arnoux, Francis Carco, Pierre MacOrlan, Philippe Hériat, Gérard Bauer, Raymond Queneau.

SEIT 1877

DER GROSSE DEUTSCHE SEKT

SEKTKELLEREI • ELTVILLE/RH.

Mathes Müller

ihrer Irrtümer wog schwer. Das Renommee, das sich die Akademie im Jahre 1919 erwarb, als sie auf den erstaunlichen Gedanken kam, einem Mann mit Namen Marcel Proust den „Prix Goncourt“ zu verleihen, war durch die diabolische Konsequenz ihrer Fehlentscheidungen allmählich aufgezehrt.

Von den zehn Goncourt-Literaten haben nicht einmal fünf einen bekannten Namen. Kaum einer schreibt noch. Aber die suggestive Macht die das Häuflein auf die breite Masse der Leser ausübt, ist ungebrochen. Das gelbe Streifenband mit den fetten schwarzen Lettern „Prix Goncourt“ besitzt die verdummende und berauschende Wirkung einer Droge.

Kein literarischer Katzenjammer ist nachhaltig genug, um dem Käufer eines „Prix Goncourt“ die zehn literarischen Potentaten der Place Gaillon endgültig zu vergrämen. Sie verstehen es, sich in Erinne-

gesicht Georges Duhamels, den die vierzig Unsterblichen der „Académie Française“ zum Jubiläums-Dejeuner ihrer anrühigen Dichter-Konkurrenz beordert hatten, in väterlich-gerührter Zufriedenheit.

Zweiundzwanzig „ehemalige Goncourts“, gespenstische Symbole eines halben Jahrhunderts der französischen Literaturgeschichte, arrivierte Bürger, Geschäftsleute, Rentner und glückliche Besitzer des Bandes der Ehrenlegion, glitten sentimentale Erinnerungen tauschend in den rosen geschmückten Salon der Akademie.

Als im Türrahmen ein dunkelhaariger, zu Dickleibigkeit neigender junger Mann erschien, begrüßte ihn Dichter-Präsident Roland Dorgelès: „Sie haben Glück mein Freund. Dies ist der einzige Prix Goncourt, bei dem die Akademie ihrem Preisträger ein Essen spendiert.“

Pierre Gascar, 37, Literaturkritiker bei „France-Soir“, von Kafkascher Gewissens-



Gratulationscour: Dorgelès, Beatrix Beck, Preisträger Gascar, Elsa Triolet

rung zu bringen. Und wenn sie es vielleicht vergessen sollten, tun es für sie die Verleger. Zwei- bis dreihundert junge Autoren warten in jedem Jahr mit fatalistischer Ergebenheit auf den Spruch der Goncourts. Er ist das Gesetz, die Heiligung, das Wunder.

Zum **erstenmal aber** in ihrer Geschichte waren die Goncourts in diesem Jahre gezwungen, eine Konzession zu machen. Seit Monaten hatte Frankreichs Presse sie beschworen, für ihren Jubiläumspreis einen „Würdigen“ zu wählen. Die zehn hatten von Haus aus keine rechte Vorstellung von diesem Begriff. Sie mißtrauten ihm vielmehr von ganzem Herzen.

Als die Franzosen den Namen ihres 50. Goncourt-Preisträgers erfuhren, stellten sie mit wehmütigem Erstaunen fest, daß die „Académie Goncourt“ tatsächlich einen Würdigen gewählt hatte. Pierre Gascar, mit seinem wirklichen Namen Pierre Fournier, erhielt den 50. Prix Goncourt für seinen kürzlich bei Gallimard erschienenen Kriegsroman „Le temps des morts“ („Die Zeit der Toten“) und außerdem für seinen Novellenband „Les bêtes“ („Die Tiere“), der schon im Juni mit dem „Preis der Kritiker“ ausgezeichnet worden war.

Nach der Verkündung des Wahlergebnisses erstrahlte das runde Biedermanns-

folter heimgesuchter ehemaliger „Prisonnier de guerre“ des Straflagers Rawaruskaja in Wolhynien, ein verschlossener, zu makabren Meditationen neigender Moralist des Krieges, blinzelte nach dieser jovialen Einladung zum Essen zunächst einmal verwirrt in die fröhliche Runde.

Aber noch bevor er sich über die onkelhafte Betulichkeit und die strahlende Champagnerlaune der von ihrem Stiftungsfest überwältigten Goncourts Gedanken machen konnte, streckten sich ihm von allen Seiten glückwunschbeffissene Hände entgegen. Er konnte nicht umhin, sie zu schütteln, und als ihm Elsa Triolet, die dichtende Gattin des KP-Lyrikers Aragon, einen Kuß auf die linke und Beatrix Beck, einst Hausdame bei André Gide und Goncourt-Preisträgerin von 1952, einen Kuß auf die rechte Wange gaben, war der Neuling im Kreis der festlichen Zecher bald der Muntersten einer.

Daß die Goncourts ihren Jubiläumspreis einem Würdigen geben würden, falls sie tatsächlich auf den Autor der „Zeit der Toten“ verfallen sollten, hatte ihnen der Kritiker Emile Henriot, Mitglied der „Académie Française“ schon vor vier Wochen im „Monde“ prophezeit: Das schreckliche Erlebnis der Gefangenschaft, über das David Rousset in seinem L'Univers Concentrationnaire — das uns noch



Ein Weihnachtswunsch  
ist leicht erfüllt  
durch Urquell mit dem Schinkenbild



\*Sicheres Auftreten öffnet jede Tür! Halloo-Wache Tabletten lassen keine Müdigkeit aufkommen, machen frisch, geben Sicherheit und Selbstvertrauen. Für 90 Pfg. in allen Apoth. und Drug.

immer in gespenstischer Erinnerung ist — das letzte Wort gesagt zu haben schien, findet in Gascar einen erstaunlich düsteren Illustrator. Er hat diesem Bericht eines scheußlichen und absurden Infernos durch einige präzise Retuschen neues Leben eingegeben...

„In diesem empfindsamen und klugen Buch geschieht im Grunde wenig... Alles, was er beobachtet hat, aber zwingt zum Nachdenken: zu einer fortwährenden Meditation über den Tod.“

Pierre Gascar, nach dem dritten Glas „Blanc de blanc“: „Die Zeit der Toten ist eine Hymne auf das Leben. Ich liebe das Leben, und wie sollte ich es nicht gerade heute lieben?“

Als die letzten Champagnerflaschen geleert und die Senioren unter den ehemaligen Goncourts zu Ehren des Benjamins Pierre Gascar bei ihren Schützen-graben-Souvenirs angelangt waren, erwarteten den Goncourt-Preisträger 1953 bereits neue Freuden.

Verleger Gallimard, der noch am Vortage der Wahl ein gequältes Lächeln zeigte, wenn die Rede darauf kam, daß er immerhin gute Aussichten habe, zum 16. Male in seinem Leben das Millionengeschäft des Prix Goncourt zu machen, hatte seinen Schützling und das beschwingte Völkchen der Journalisten und Photographen zur Cocktail-Party in die Rue de la Boetie gebeten.

Dort ging es noch einmal hoch her. Als man Gascar schließlich die hochschwangeren Muse des Existentialismus, Juliette Greco, in die Arme stieß, damit die Photographen mit dem seltsamen Paar ihren Schabernack treiben konnten, wurde er das erstmal bitterböse. Sein Kommentar, bevor er nach Hause ging: „Der Prix Goncourt ist schlimmer als das KZ.“

Immerhin gab es für den glücklichen Träger des diesjährigen Prix Goncourt das Beispiel eines anderen, der als einziger unter den fünfzig zu einer Preisverleihung gar nicht erst gekommen war: Julien Gracq, ein surrealistischer Lyzeallehrer aus Paris, der den Prix Goncourt 1951 erhielt

In seinem Pamphlet „La littérature à l'estomac“ hatte Julien Gracq, noch bevor sich die Akademie für ihn entschied, der beschämenden Industrie der Literatur-Preisverteilung voller Erbitterung den Prozeß gemacht:

„Um es geradeheraus zu sagen, man hat selten in Frankreich soviel von Literatur gesprochen und so wenig daran geglaubt. Ein tiefer Skeptizismus verbirgt sich unter dem Paraderummel der Literaturakademien, die man im Verdacht haben muß, daß sie sich für etwas einsetzen, das weniger mit Literatur als mit internationalem Tourismus zu tun hat...“

Die zehn Goncourts sind über die patriotische Harlekinade ihres Dezember-Dejeuners selber nicht recht glücklich. Sie sind im Grunde ernsthafte Leute; unbestechlich und stets anderer Meinung. Der Beweis: Ihre zehn verschiedenen Antworten auf die Frage: Wer ist für Sie in der Literaturgeschichte der ideale „Goncourt“?

Colette antwortete: „Stendhal“; Gérard Bauer: „Proust“; Raymond Queneau schließlich: „Homer — wenn er Prosa geschrieben hätte.“



Zur Ehrung nicht erschienen  
Goncourt-Preisträger 51: **Gracq**

## MEDIZIN

### PSYCHIATRIE

#### Amokläufer der Angst

Verständnisloses Murren tönte von der überfüllten Zuschauertribüne durch den düsteren Gerichtssaal der Dritten Großen Strafkammer des Landgerichts Lübeck, als Vorsitzender Dr. von Bredow am 4. Dezember den Letten Arnold Purins, 27, von der Anklage des Totschlags freisprach.

An einem Novembersonntag des Jahres 1951 hatte Purins den 36jährigen Straßenbahnschaffner Ferdinand Ratter und dessen Frau kennengelernt. Nach ein paar Schnäpsen gab es Streit, Purins griff sich ein Bügeleisen und erschlug den Straßenbahner. Mit gellenden Schreien: „Hilfe, Hilfe, die Russen kommen! Sie wollen mich holen!“, raste er nach der Bluttat durch die Lübecker Meesen-Kaserne, ließ sich aber vom Überfallkommando widerstandlos verhaften.

Auf der Wache versank er sofort in einen achttündigen, totenähnlichen Schlaf. Als er erwachte, gab er an, nichts mehr von Schnäpsen, Bügeleisen und Mord zu wissen.

Der Staatsanwalt erhob Anklage auf Totschlag im Rausch, doch nach drei Monaten Untersuchungshaft war der Lette wieder auf freiem Fuß. Professor Dr. Hellermann von der Psychiatrischen Universitätsklinik Kiel hatte ihm bescheinigt, daß er für seine Tat nicht verantwortlich zu machen sei. Die Schnäpsen, die im Blut eines jeden Autofahrers Gefängnis bedeutet hätten, bescherten dem Totschläger Arnold Purins den Paragraphen 51.

Professor Hellermann diagnostizierte auf „pathologischen Rausch“ und seinem Befund schlossen sich vor Gericht an: Professor Bürger-Prinz von der Psychiatrischen und Nervenklinik der Universität Hamburg; Dr. Müller-Suur, Leiter der Landesheilanstalt Göttingen.

Bisher ist der pathologische Rausch von der Psychiatrie nur wenig erforscht worden. Nach Gerichtsmediziner Professor Albert Ponsold, Münster, handelt es sich bei diesem Zustand um eine qualitative Änderung der Reaktion auf Alkohol, gegenüber einer quantitativen Änderung bei Trunkenheit\*. Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen treten auf, der Freund erscheint als Feind, krankhafte Affektlagen wie Zorn und Angst sind charakteristisch.

„Die Krankheit liegt in der starken Reaktion auf eine ganz geringe Alkoholmenge, etwa schon ein Glas Bier“, schreibt Ponsold. Mit Trunkenheit hat der pathologische Rausch deshalb nichts zu tun.

Beim pathologischen Rausch liegt eine ausgesprochene Bewußtseinstrübung vor. Der Betroffene spricht scheinbar normal, sein Benehmen wirkt sicher, aber in Wirklichkeit ist er geistesabwesend und sein Blick verschleiert. In diesem Zustand kommt es zu Diebstählen, sinnlosen Beschädigungen von Gegenständen, Sexualdelikten, Brandstiftungen und Gewalttätigkeiten.

In seinem „Handbuch der gerichtlichen Psychiatrie“ beschäftigt sich Professor Dr. A. Hocke mit der Angst, die nur der pathologische Rausch, nicht aber der reine Alkoholrausch hervorruft: „Der komplizierte Rauschzustand charakterisiert sich klinisch meist durch den Affekt der Angst. Die Angst kann gegenstandslos sein oder sich mit Personenverkennung kombinieren.“

Eine solche Personenverkennung billigten die Gutachter dem Arnold Purins zu, nachdem er angegeben hatte, in seiner Heimat von der russischen Geheimpolizei gejagt worden zu sein. Monatelang habe er sich in Wäldern versteckt halten müssen. Nach Ansicht der Sachverständigen hatten nun wenige Schnäpsen die Angst aus dieser Zeit wieder an die Oberfläche seiner kleinen grauen Zellen gespült. Straßenbahnschaffner Ratter, in der Uniform der Lübecker Verkehrsbetriebe, wurde dabei in Purins Augen zum russischen Geheimpolizisten, der ihn holen wollte. Da schlug er zu.

„Dieses Urteil wird kaum auf Verständnis in der Öffentlichkeit stoßen“, erklärte Gerichtsvorsitzender Dr. von Bredow. „Aber der Angeklagte muß freigesprochen werden, obwohl er einen Menschen erschlagen hat. Er war ein Amokläufer der Angst.“

Bei einer im pathologischen Rausch begangenen Straftat wird dem Unzurechnungsfähigen allerdings nur einmal Straffreiheit gewährt. Eine zweite Tat würde nach Paragraph 330 a StGB bestraft werden, weil das Auftreten des pathologischen Rausches voraussehbar geworden ist. Der Lette darf keinen Schluck Alkohol mehr trinken.

\* Albert Ponsold: „Lehrbuch der gerichtlichen Medizin“. Georg Thieme Verlag, Stuttgart. 1950.